

Die Sicherheitsgesellschaft im Stadion: Der Problemdiskurs um die Ultra-Fans im deutschen Fußball

Fernando Schwenke

Auch wenn vielleicht nur der Wunsch Vater des Gedanken sein mag, scheint sich die 1. Bundesliga in Deutschland inzwischen zur beliebtesten und spektakulärsten Fußballliga weltweit entwickelt zu haben. Doch worin liegt ihr Geheimnis? Was macht die Faszination Bundesliga aus? Fragt man den fußballinteressierten Jedermann oder den ausgewiesenen Experten, so erscheint die Antwort beinahe selbstverständlich: Es ist die einzigartige Atmosphäre in den Stadien. Und diese verdanken die Clubs, die Liga, die Verbände letztlich den Fans. Doch wer sind diese Fans, die vermeintlich aus jedem Fußballspiel ein unvergessliches Erlebnis für alle Beteiligten zu kreieren vermögen? Wer sorgt für die Stimmung um den Platz und treibt die Mannschaften zu Höchstleistungen an? Wer ist das Gesicht Fußball-Deutschlands?

Mindestens ihrem Selbstverständnis nach, aber auch aus Sicht vieler etwas distanzierterer Fußballfans, sind es die sogenannten Ultras. Diese scheinen nur für den Fußball und ihren Club zu leben. Sie sind bei (fast) jedem Auswärtsspiel dabei – und sei es am anderen Ende der Welt. Keine Macht kann sie daran hindern, zum Spieltermin in der Kurve zu stehen und alles zu geben. Dieses romantisch verklärte Bild wird jedoch Woche für Woche überschattet von Berichten über Gewaltdelikte und Randalen am Rande von Spielen, über groteske Hassbekundungen gegen einen rivalisierenden Verein und dessen Fans, aber auch von einer Stadionsicherheitsdebatte, die für ihre Maßnahmen-Diskussion nicht zuletzt einen Sündenbock zu brauchen scheint. Zum Nachteil der gesamten Gruppe vermögen es einige Mitglieder, die Richtigkeit solcher Berichte vehement und stets aufs

Neue zu bestätigen, indem sie rassistische Parolen skandieren, ganze Bahnhöfe zerstören oder im Stadion brennende Bengalos werfen.

Für den Deutschen Fußballbund (DFB), die Vereine und die gesamte Fanszene scheinen die Ultras mithin Segen und Fluch zugleich zu sein: Einerseits treten sie als organisierte Interessenvertreter, als Sprachrohr der gesamten Fangemeinde auf, andererseits erscheinen sie mit ihrem rebellischen Image in der Fremdwahrnehmung partiell als Bedrohung – gerade während des Stadionbesuchs. Für die folgende Analyse sei dann vor allem ihre diskursive Kriminalisierung von Bedeutung. Im Zentrum dieses Beitrags stehen Fragen nach der Sicherheitskultur im Stadion und potenziell gefährlichen Fans als (Sport-)Politikum. Welche Bedeutung dieser Diskurs für den deutschen Fußball haben kann, hängt nicht zuletzt von seinen Teilnehmern und deren (Subjekt-)Position ab. So sind es die diskursiven Eliten, die über die Definitionsmacht verfügen, bestimmte Fangruppen zu legitimieren beziehungsweise zu kriminalisieren. Hierbei sind dies vornehmlich »Medienakteure, die als Leitartikler oder Moderatoren ihre [...] Meinung in Presse, Rundfunk und Fernsehen lancieren« (Schwab-Trapp 294–295).

Die Ultras im Kosmos der Fußballfans

Fußballfans können zunächst als konsumistische Subjekte betrachtet werden: Sie besuchen die Spiele ihres Lieblingsvereins, kaufen Trikots, Schals, Mützen und dergleichen mit dem Vereinseblem. Darüber hinaus bilden sich auch mehr oder weniger organisierte (in)formelle Fangemeinden und -clubs heraus. Fußballfan zu sein, heißt somit auch, aktiv am Geschehen in der Szene partizipieren zu können. Und schließlich nutzen etliche dieser Gruppen die Möglichkeiten öffentlicher Auftritte über Internet-Präsenz. Dabei verbreiten sie Neuigkeiten rund um den favorisierten Verein oder die eigene Gruppierung, werben um Mitglieder und organisieren Treffen für den kollektiven Gang zum Stadion, für die gemeinsame Fahrt zu einem Auswärtsspiel oder Veranstaltungen abseits des Profisports (Sommercy 87–88). Gestaltende Anhänger eines Fußballvereins stehen

exemplarisch dafür, dass »Fan-Sein [...] eine performative Praxis [ist], der im Rahmen der Arbeit an der eigenen Identität eine bedeutende Rolle« (Mikos 115) zukommen kann.

Das Potenzial zur kreativen Mitwirkung am gesamten Fußball(fan)-Kosmos wird dabei recht unterschiedlich genutzt. Prominenter Versuch einer Typologie von Stadionbesuchern ist die nach Heitmeyer und Peter, die zwischen den fußball-, konsum- und erlebnisorientierten Zuschauern unterscheiden (32). Utz und Benke differenzieren abseits des Stadionbesuchs allgemein nach Zugehörigkeit in der Kultur der Fußballfans: Novizen, Veteranen, Kuttentfans und Hooligans. Eine ähnliche Variante von Pilz führt schließlich die Ultras in diesen Kosmos ein (*Wandlungen des Zuschauerhaltens*). In den 1990er Jahren entwickelt sich die Ultra-Szene unter anderem angeregt durch eine verstärkte Kommerzialisierung des Vereinsfußballs. Charakteristisch für die Ultras ist ihre »starke[] Betonung von Tradition sowohl des Vereins als auch des »ehrlichen Fußballs«, der noch nicht durch die Kommerzialisierung pervertiert wurde« (Gabler 102). Sie bekämpfen (meist) verbal all das, was als Ergebnis der Inklusion des Vereinsfußballs in den kapitalistischen Produktions- und Konsumptions-Apparat verstanden wird (obwohl sie paradoxerweise ihren ganz eigenen Kommerz (Ultra-Wear) betreiben).

Die Ultras verstehen sich selbst mithin als eine Fangruppe *sui generis*, weil sie nicht zu reinen Konsumenten degradiert werden möchten. Sie begreifen sich als das Herz des Fußballsports und sehen diesen als bedroht an durch die primär monetäre Orientierung der Vereins-Exekutive. Steigende Ticketpreise und damit einhergehende Proteste von Fans sind ein beispielhafter Indikator dafür, dass diese leidenschaftlichen Anhänger fürchten, durch Maßnahmen der Kapitalakkumulation im Zusammenhang mit lukrativem Fandom exkludiert zu werden. Ultras konsumieren und partizipieren nicht nur, sondern sie rebellieren auch gegen »die fortlaufende Kommerzialisierung des Fußballs und den damit verbundenen Bedeutungsverlust der im Stadion anwesenden Fans« (Schwier 22), um die Fankultur nach ihren Maßstäben zu (re-)kreieren.

Mit dieser subversiven Haltung aber provozieren sie auch eine konfliktgeladene Beziehung zum jeweiligen Verein, denn ihre Ablehnung des Fußball-Kapitalismus wird nicht nur verkündet. Ultras

fordern im Zuge einer basisdemokratischen Disposition Mitspracherechte bei der Arbeit des Clubs ein und wollen die Geschicke der Vereinsführung (Sponsoring, Stadionumbau, Personalpolitik) aktiv mitgestalten, statt sich ungefragt ein kommerzialisiertes Konzept von Fußball und ihrem Club oktroyieren zu lassen (Sommerer 63–67). Die Vereine hingegen verstehen sich als jene Organisationen, die den Fußball als massenkulturelles Spektakel überhaupt ermöglichen. Dabei ist es nur legitim, auf der Autonomie gegenüber Außenstehenden zu insistieren. Die Ultras sind keine Mitarbeiter des Unternehmens und deshalb steht ihnen auch kein Mitspracherecht bei Spielertransfers oder Sponsorenverträgen zu. Während sich die Ultras als notwendiges Korrektiv verstehen, um die lokale Vereins- und Fankultur zu erhalten, sehen sich die Vereine in ihrer Autonomie (als *global-market-players*) bedroht durch ungerechtfertigte Forderungen nach diesem invasiven Zugriff von außen.

Flankiert wird dieses Konfliktverhältnis durch die mögliche Gefahr des Fehlverhaltens dieser Fans, etwa während der Spiele. Wer seine Bedürfnisse nicht ernst genommen sieht, wessen subjektiv für legitim befundene Ansprüche abgelehnt werden, wer sich mithin ungerecht behandelt und depriviert fühlt, wird sich sehr wahrscheinlich empören. Und dieser Ärger schlägt nicht allzu selten in Wut, Aggression und auch Gewaltbereitschaft um (Bierhoff 28–34). Stellen die Ultras sodann eine (gelegentliche) Gefahr für die Sicherheit im und um das Stadion dar?

Die Ultras als potenziell gefährliche Fangruppe(?)

Ihrem Selbstverständnis nach geht es den Ultras vornehmlich darum, das Fan-Sein und sich selbst als unverzichtbaren Bestandteil der Fußball- und Stadionkultur zu inszenieren. »Sie stellen [...] sich, den Fan, in den Mittelpunkt« (Sommerer 63), wodurch sie sich von passiv konsumierenden Fantypen ebenso unterscheiden wie auch von den Hooligans, deren Interesse nicht dem Fußball gilt, sondern (planmäßigen) Gewaltexzessen. Eskalierendes Fehlverhalten durch unbeherrschte Affekte und letztlich in das Zwielicht des Hooliganismus zu

rücken, mag sich so besehen destruktiv auf das angestrebte oder zu erhaltende Image einer Ultra-Gruppe auswirken. In ihrer Außendarstellung distanzieren sich diese Gruppen in der Regel von allgemein nicht geduldetem Verhalten und begreifen sich selbst sogar als eine bedeutende Instanz der Sicherheit und Gewaltprävention im Stadion (Gabler 20–22, 96–103). Weil Ultras generell als der organisierte Teil der Fanszene gelten, lassen sie sich durchaus als Interessengruppen verstehen, mit denen die Vereine beispielsweise im Zuge künftiger Stadionsicherheitspolitiken kooperieren könnten. Da sie als parteiische, voreingenommene Interessenvertreter der Fangemeinde angesehen werden, kann allerdings ein konfliktbelastetes Verhältnis zwischen Ultras und dem jeweiligen Verein gerade das Gegenteil bewirken, sodass sich die Clubs vornehmlich gegen (die Bedrohungen durch) die organisierten Fans und deren Verhalten zu versichern suchen.

Ergänzend zu den obigen Fußballfan-Typologien sei somit noch auf die ordnungspolitische Differenzierung nach Gefahrenpotenzial hingewiesen: Zur Kategorie A gehören die potenziell nicht delinquenten Besucher, in die Kategorie B werden gewaltbereite Fans eingeordnet, Kategorie C speist sich aus den gewalt-affinen Stadionbesuchern, den Hooligans. Die Ultras werden auf alle drei Kategorien verteilt, seien also mit Fokus auf Gewalttätigkeit als heterogen und nicht pauschal als gewaltbereit beziehungsweise harmlos zu begreifen (Sommerer 42–43). Die angedeutete Möglichkeit des gefährlichen Verhaltens der Ultras aufgrund des Ärgers über die Vereinspolitik ist letztlich nur ein Beispiel für einen Impuls, dem Ausschreitungen im Stadion folgen können. Durch das Aufeinandertreffen von Fankollektiven aus zwei rivalisierenden Lagern scheint das Setting des Stadionbesuchs für einige *eo ipso* einen Rahmen für delinquentes Verhalten bereitzustellen.

Diese beiden Gruppen treten [...] im Rahmen des Fußballspiels in eine rituelle Schlacht, in einen metaphorischen Krieg. Dies wird begünstigt durch die Tatsache, dass es in kaum einer anderen Situation gesellschaftlich so akzeptiert ist, ja sogar erwartet wird, dass sich das Individuum unfair, unreflektiert und subjektiv verhält wie im Fußballfantum.« (Gabler 19).

Dies lässt sich so interpretieren, dass für selbstverständlich befundene Normen des Miteinanders, die in anderen Kontexten ihre (selbst-)disziplinierende Wirkung entfalten, im Stadion ihre Gültigkeit zu verlieren drohen. Und die Ultras könnten ob ihrer exzessiven Leidenschaft affektive Delinquenz anderer Zuschauer (mit)provozieren und als Beschleuniger zur Eskalation bei einer ohnehin aufgeheizten Stimmung wirken.

Ein Einfallstor für anarchische Zustände im Fußballstadion wären die Toleranz gegenüber non-konformem Auftreten und die Quasi-Obligation zum Über-die-Stränge-Schlagen aber nicht. Im Gegenteil: Fankollektive wie etwa die Ultras begreifen sich als stark selbstregulative Gruppen wegen ihres »Potenzial[s] der internen sozialen Kontrolle der Fankurve« (Gabler 21). Diese »wird ausgeübt von der Gesamtheit der anwesenden Fangemeinde, indem akustisch oder physisch interveniert wird, wenn in der Kurve ein Verhalten beobachtet wird, das die Mehrheit oder eine engagierte Minderheit nicht erwünscht« (Gabler 21). Es scheinen gewisse Verhaltenskodizes zu bestehen, bestimmte Handlungen werden vom *Gros* der Fans abgelehnt und im Bedarfsfall auch sanktioniert. Mithin wirkt beim einzelnen Fan die Möglichkeit der Strafe durch die Gleichgesinnten schon präventiv auf die (Nicht-)Bereitschaft zur Delinquenz ein. Dieser steht inmitten einer großen Gruppe, in der er mäßig anonym, wohl aber nicht versteckt agieren kann. Es sind dann die potenzielle Sichtbarkeit und die Unkenntnis, ob ein Fehlverhalten unentdeckt bleiben könnte, weshalb sich ein Subjekt der Beobachtung zur Unterdrückung seiner Affekte oder zur Unterlassung planmäßiger Normverletzungen zu zwingen scheint (gleich dem Prinzip des Panoptismus (*Überwachen und Strafen* 251–292)).

So selbstregulierend die Sichtbarkeit auch wirken mag, so einladend erscheint dann aber die Nicht-Sichtbarkeit: Wer sich verummmt, doch in der Menge untergeht, scheinbar nicht von Kameraüberwachung erfasst wird oder wenigstens unerkannt bleibt und keine Sanktionen fürchtet, könnte ungehemmt agieren. Und dass diesbezüglich gerade Ultras und ihrem potenziellen Verhalten eine gewisse Bedrohlichkeit zugeschrieben wird, provozieren sie letztlich selbst: In ihrer Außendarstellung (im Stadion, beim Internetauftritt) kokettieren sie damit, wild, deviant und rebellisch zu sein. Nicht

zuletzt verbinden die Ultras ihr Verständnis von sich als fankulturelles Gut, von echtem Sport und richtiger Stimmung im Stadion mit der Inszenierung des Fußballspiels als Drama (Schwier 28–34). Als elementar produktive Aufgabe verstehen sie den organisierten *Support* während der Partien: Sie gestalten die eindrucksvollen Choreographien zu Spielbeginn und sind um ununterbrochene Fangesänge sowie die Animation der gesamten Zuschauerschaft bemüht. Jedoch lassen sie sich bei ihrer Kreation der Stadionatmosphäre wenig von Regeln und Verboten einschüchtern. Viel diskutiertes Problem ist das (unerlaubte) Verwenden pyrotechnischer Gegenstände, der sogenannten Bengalos. Für die meisten Ultras ist deren Abbrennen obligatorisch, ohne dass es dafür eine zweck-rationale Begründung gibt. Ob es zusätzlich beabsichtigt ist oder nicht, mit ihrer eigensinnigen Regelsetzung verstoßen sie sowohl gegen die Hausordnungen der Vereine als auch gegen geltendes Recht (Sprengstoffgesetz). Ihre Assoziation von Feuer(werk) mit Leidenschaft erscheint Außenstehenden umso absurder, je stärker berücksichtigt wird, dass und welche Gefahr für die körperliche Unversehrtheit der anderen Stadionbesucher davon ausgeht. Angebliche Irrationalität und Willkür von Verboten taugen dann schwerlich als Argumente, sachkundigen Gebrauch der Pyrotechnik zu tolerieren. Die Diskrepanzen im Verständnis von Stadionstimmung zwischen den Fantypen ist auch Grundlage einer weit verbreiteten Skepsis gegenüber der Ultra-Szene.

Sicherheitskultur (und -gesellschaft) im Stadion

Eine Konsequenz der zumindest partiell disharmonischen Stadionkultur sind offen artikulierte Sicherheitsbedenken durch Fans, Journalisten, Politiker, Ordnungsbehörden, Verbandsmitglieder oder Vereinsverantwortliche. Auch Sportveranstaltungen wie Fußballspiele auf Profineiveau sind Gegenstand von Risikokalkulation und Gefahrendebatten. Die Sicherheitsgesellschaft zieht in die deutschen Stadien ein. Diese soziale Kollektivfigur der Sicherheitsgesellschaft (Singelstein, Stolle) speist sich im Wesentlichen aus zwei Aspekten: Sowohl allgemeine Verunsicherung und Kriminalitätsfurcht als auch

Bedürfnisse nach umfassenderen Sicherheitsmaßnahmen und rigoroseren Sanktionen gegen Straftäter nehmen in der Bevölkerung rapide zu. Kausale Erklärungen dafür werden aus zwei Kernargumenten abgeleitet: So wird eine Projektions- oder auch Generalisierungsthese formuliert, die besagt, dass Kriminalitätsangst zusätzlich aus allgemein gesteigerter Verunsicherung beziehungsweise aus anderen Ängsten (vor Krankheit, vor Arbeitslosigkeit, vor Armut) resultiert (Singelstein, Stolle 37–40). Die zweite These verweist auf den Einfluss der Berichterstattung durch Presse und Rundfunk, die gerade mit Themen um Verbrechen und Opferwerdung besondere Aufmerksamkeit erregt. »Wesentlicher Faktor hierbei ist der Schauer des Schrecklichen, die Angst und Unsicherheit erzeugende Bösartigkeit« (Singelstein, Stolle 53). So wird eine allgemeine Realitätsdeutung erzeugt, (Gewalt-)Kriminalität würde zu einer immer größeren und permanent präsenten Bedrohung werden. Diese Gefährdungen thematisch aufzugreifen, birgt dann auch für Politiker – etwa im Wahlkampf – einen möglichen Reputationsgewinn, wenn sie auf dieser Basis ihre Befähigung zum Schutz der Interessen potenzieller Wähler (zumindest rhetorisch) demonstrieren können (Singelstein, Stolle 54, 118–122; Albrecht 123–124).

Als ein typischer Schauplatz dieser Entwicklung werden anscheinend auch Fußballstadien stilisiert: Gerade Fußballfans und Stadionbesuche(r) werden im öffentlichen Diskurs als Gefahrenquellen wahrgenommen oder stigmatisiert. Andere Formen der Kriminalität im Kosmos des Fandoms scheinen kein so stark Aufmerksamkeit erregendes und beunruhigendes Problem darzustellen. Ein möglicher Erklärungsansatz für die Scheidung von Bagatellen und ernststen Gefahren durch die Leserschaft und Zuschauer mag das Gefühl potenzieller Betroffenheit sein. »Die dabei erzeugten Moralpaniken bauen auf einer Opferkonstruktion auf, die die individuelle Schädigung [...] kollektiviert« (Singelstein, Stolle 54). Zum Beispiel schadet Musikpiraterie den Künstlern, Produzenten, Vertreibern finanziell; die Fans der Interpreten fühlen sich dadurch nicht persönlich bedroht oder geschädigt. Vielmehr profitieren sie sogar von den Reaktionen der Musikindustrie darauf: Etablierung und Expansion eines Online-Marktes für legalen Musikdateienerwerb und individualisierten Konsum (Oderinde 79–86). Ein Stadionbesucher hingegen fürchtet dann

andere Fußballfans, wenn er und weil er einen selbst zu erleidenden Schaden antizipieren würde.

Perspektiven, Verbrennungen durch fehlgeleitete Pyrotechnik zu erleiden oder Opfer von körperlicher Gewalt werden zu können, erscheinen somit als üblich gewordene Begleiter beim Stadionbesuch. Die generelle Furcht vor der Opferwerdung wird noch angereichert um die spezifische Angst um den eigenen Körper und dessen Unversehrtheit. Dies mutet geradezu symptomatisch dafür an, in welcher Weise der Körper Identitätsträger und Sinnbild erfolgreicher respektive gescheiterter Lebensführung ist. In seiner Erscheinung artikuliert sich, für jeden (anderen) sichtbar, der eigene Umgang mit der neoliberalen Bürde allumfassender Eigenverantwortung, Risikoprivatisierung und Problemindividualisierung (Prainsack 47–51). Dies wird entsprechend begleitet von latenten Ängsten um den fitten Körper, Ängsten vor dem untauglichen (Bauman 180–186) oder dem unästhetischen Leib (Ziemer) und letztlich der Furcht, dies auch noch selbst verantworten zu müssen – unabhängig von tatsächlichem Eigenverschulden. Kriminalitätsangst erscheint dann nicht nur als Furcht vor dem Akt des Gewaltdelikts, sondern mehr noch vor der daraus folgenden Destruktion der weiteren Biografiepläne. Das Fußballstadion wird in der Folge zum gemeinsamen (räumlichen) Fluchtpunkt der allgemeinen Körperängste und der individuellen Hochrisikokalkulationen zur Opferwerdung.

Schließlich mag das Stadion auch deshalb ein Terrain der Unsicherheit sein, weil das Risiko, Schaden zu nehmen, beziehungsweise die Wahrscheinlichkeit, schadenfrei zu bleiben, schwer abschätzbar erscheint. Der öffentliche Raum ist generell ein Areal der Unsicherheit und kann gerade bei »hoher Verdichtung der Raumnutzung« zum »Raum der Zumutung« werden (Gusy 282). Im Setting des öffentlichen Raumes artikulieren sich die Diskrepanzen zwischen objektiver und subjektiver Gefahrenlage. Am selben Ort können die Unsicherheitsempfindungen der Anwesenden (stark) variieren, und ebenso variabel wird auch im (öffentlichen oder privaten) Sicherheitsmanagement mit Instrumenten der Gefahrenprävention verfahren (Gusy 284–292). Sicherheitsdebatten im Allgemeinen, ebenso wie Fragen nach der Sicherheit im Fußballstadion im Speziellen, lassen sich im Spannungsfeld von Freiheit und Schutz verorten: Diskussio-

nen und Überlegungen zum Einsatz von Sicherheitskräften und -technologien werden durch das Abwägen von Freiheitsbeschränkungen im Namen allgemeiner Sicherheit beziehungsweise höherer Risikotoleranz im Namen der Freiheitlichkeit unterfüttert (Gusy 294–297). Bei Gefahrendiskursen und -definitionen kommt der Berichterstattung in Presse und Rundfunk eine Schlüsselrolle zu – und dies scheint beim Problemdiskurs der Stadionsicherheit nicht anders zu sein. Die bisherigen sicherheitspolitischen Anregungen und Konsequenzen der Gewaltproblematik im deutschen Fußball belaufen sich vor allem auf Zugangsselektion zum Raum Stadion sowie Polizeipräsenz zur Prävention von Ausschreitungen oder – im Bedarfsfall – zur Intervention. Und dies wird letztlich, inspiriert durch die allgemeine sicherheitsgesellschaftliche Gefährdungsrhetorik, oktroyiert – unabhängig davon, ob sich das *Gros* der Fans oder nur eine Minderheit ernsthaft bedroht fühlen.

Stadionbesucher als Sicherheitspolitikum

Um nun als Veranstalter nicht die Legitimation des angebotenen Konsumgutes aufgrund von allgemeinen Sicherheitsbedenken zu verlieren, gilt es für die Vereine und Verbände demonstrativ in Gefahrenprävention zu investieren (Anthonj, Emrich, Pierdzioch 6–7). So werden Bedenken und Maßnahmen offen artikuliert, für sogenannte Hochrisikospiele ein besonders großes Ordneraufgebot bereitgestellt sowie einschlägig bekannte Problemfans ausgegrenzt. Gerade in diesem Zusammenhang wird dann das Sicherheits- und Gewaltproblem mit den Ultras relevant: Ihnen haftet nun das Image der Problemfans an, nachdem die Hooligans durch die Sicherheitspolitiken – Datei »Gewalttäter Sport« (seit 1994) – weitestgehend aus den Stadien verdrängt wurden. Zumindest aus Sicht der Ultras mag sich dabei innerhalb der Großgruppe Fußballfans ein (rhetorischer) Antagonismus abzeichnen: Konsumenten vs. Straftäter. Wenn gerade die Ultras über den Diskurs pauschal als Problemgruppe betrachtet würden, mündet dies in einer auf Generalverdacht basierenden Kriminalisierung *a priori*, das heißt hierbei durch Zugehörigkeit und vor

Straftatbestand. Die Anwendung des Erfahrungswissens um (personenbezogene) Einzelfälle als stigmatisierende Praxis bezüglich eines Personenkreises würde ein Image evozieren, das jegliche Repression durch Staat und Polizei legitimiert (Sommerey 71–74).

Exemplarisch dafür steht die Gutachtertätigkeit zur Gewaltproblematik, die von der Bundesregierung schon Ende der 1980er Jahre in Auftrag gegeben wurde. »[J]e näher die Gutachten dem Endgutachten sind, desto mehr wird die präventive Linie verlassen, desto mehr setzt sich die Linie der im Gutachten mitarbeitenden Polizeipraktiker durch« (*Fußballfans zwischen Verständnis und Verachtung* 112). Die bis in die 1990er Jahre ausgearbeiteten Ideen orientieren sich überwiegend an restriktiven Maßnahmen und erheben die Polizei zum wichtigsten Akteur im Gesamtkontext. Einschlägiges Beispiel aus der jüngeren Vergangenheit ist das Sicherheitspapier der Deutschen Fußballliga (DFL) vom 12. Dezember 2012. Im Großteil der 16 darin formulierten Anträge werden die Vereine stärker in die Pflicht genommen, als Veranstalter ein sicheres Stadionerlebnis möglichst garantieren zu können: Sie sollen sicherheitspersonelle Strukturen etablieren und die Kooperation mit der Polizei weiter verbessern. Die gelegentlichen Verweise auf einen »kontinuierliche[n] und verbindliche[n] Dialog mit den Fans« (*DFL-Sicherheitspapier* 2) erscheinen nach beendeter Lektüre als bloßes Lippenbekenntnis. Vielmehr werden Maßnahmen angeregt, wie Stadionbesucher nach den sicherheitskulturellen Maßstäben der Verbände (DFB und DFL) zu domestizieren wären (Methoden der Personenkontrollen, Alkoholverbot im Stadion) und mit welchen Mitteln potenzielle Störer ausgesperrt und Straftäter besser verfolgt werden können.

Die Hinweise auf Erfahrungen aus der Vergangenheit haben zweifellos ihre Berechtigung, gerade auch im Zuge der Vorbereitung auf künftige Gefährdungen und der Frage nach Verantwortlichkeiten. Auch wenn moralisch-normativ jeder Verletzte zu Recht als einer zu viel gilt, hat dieses Dokument einen merkwürdigen Beigeschmack: Als ob Fußballveranstaltungen in Deutschland von einer (organisierten) Verbrechenswelle bedroht wären, wird, trotz lobender Worte für bereits etablierte Strukturen, eine schärfere Konzeption von sicherheitsorientierten Sozialtechniken eingefordert – ein typisches Symptom der Sicherheitsgesellschaft: Je mehr getan wird, desto mehr wird

eingefordert (Singelstein, Stolle 40–42, 112–115; Albrecht 115–118). Die Fans werden wiederum zu deren Objekten degradiert statt zur Mitwirkung animiert und eingeladen. Sie werden entweder nicht als (elementarer) Koproduzent zur Realisierung der Vorhaben be(tr)achtet oder als ursächlicher Impulsgeber für die Debatte stigmatisiert.

Ein wohlwollendes Vertrauen in das kollektive Verantwortungsbewusstsein der Stadionbesucher und in die Wirkung öffentlicher Sichtbarkeit als (Selbst-)Disziplinierung reichen aber wohl auch nicht aus, um dieses Setting für ungefährlich befinden zu können. So mögen Ultras zwar die Sicht der Polizei als »einseitige und pauschal kriminalisierende« (Gabler 105) verstehen, die Polizisten hingegen reflektieren ihre Arbeit als orientiert an Erfahrungen und den üblichen »Zumutungen des Einsatzgeschehens« (Christe-Zeyse 82). So erscheint dann das selbstregulative Potenzial der Fanggruppierungen nicht nur als weniger zuverlässig als die polizeiliche Intervention, sondern würde womöglich durch die fehlende emotionale Distanz, etwa durch das Feindbild der Polizei, sogar durch ihre internen Verfechter unterwandert. Sei es nun ein spezifisches Streitthema zwischen engagierten Fans und Vereinsführung, eine Provokation durch Anhänger der gegnerischen Mannschaft oder das (angeblich) »martialische Auftreten« der Polizei (Sommerey 72) – den Ultras haftet aufgrund ihrer Emotionalität und Affektivität auch das Image an, ein soziales Pulverfass zu sein, das durch verschiedene Impulse zur Explosion gebracht werden kann.

Das diskursive Drama um die Ultras

Und trotz aller Betroffenheitsrhetorik und verbalen Gegenwehr der Ultras – ganz dem Reich der Fabeln dürfte diese Kriminalisierung auch nicht entspringen. Ohne empirischen Anlass würde doch kaum von Staat, Verbänden und Vereinen so ausgeprägt über die Stadionsicherheit debattiert und in Gefahrenprävention investiert. Auch dieser Diskurs artikuliert sich als Ausdruck eines kollektiven Wissensvorrates, eines *common sense*. In Anlehnung an Max Schelers Wissenssozio-

logie haben die präventive Polizeipräsenz und die Antizipation von delinquentem Verhalten bis hin zu dessen Eskalation ihre Berechtigung darin, dass es sich nicht nur um vage Vermutungen einzelner Personen handelt. Ein Diskurs hat ganz allgemein (historisch-)materielle Voraussetzungen, die manifeste, zum Beispiel institutionelle Bedingungen für die Legitimation des Gesagten implizieren. Das Sein der Dinge bestimmt das Sein der Ideen.

Dies generiert jedoch durchaus zur reziproken Beziehung, zu einer Interaktivität zwischen Ideen, Subjekten und Material: Äußerungen, Definitionen und Begriffsbildung werden zu Instrumenten, um die Materialität der Dinge (absichtlich) zu überformen und diese neu zu konstituieren (*Archäologie des Wissens* 67–70). Für die Stadionsicherheit wäre das so zu interpretieren, dass vorausschauende Äußerungen – etwa in der Berichterstattung – zur primären Einflussvariable für die Ausgestaltung der Materialität des Stadionbesuchs werden können: Je dramatischer die Bedrohungskommunikation ist, desto schärfere Überwachungs- und Kontrollmaßnahmen werden folgen, umso eher würden diese aber auch von vielen (potenziell) Betroffenen akzeptiert. In der Post-9/11-Sicherheitsgesellschaft ist die Freiheitlichkeit legitimes Opfer für möglichen Schutz geworden. Dabei rücken dann die Mechanismen innerhalb der Diskursproduktion in den Fokus. »Man muß den Diskurs als eine Gewalt begreifen, die wir den Dingen antun; jedenfalls als eine Praxis, die wir ihnen aufzwingen« (*Die Ordnung des Diskurses* 34–35). Mit dieser Lesart kann Beitragen zu einem Diskurs im Allgemeinen und zum Problemdiskurs um die Ultras im Speziellen die Fähigkeit zugeschrieben werden, Realitätsdeutungen zu verbreiten und bei den Rezipienten dieselben zu affizieren. »In Diskursen wird Wissen über Wirklichkeit konstruiert, und damit – entgegen allen objektivistischen Annahmen – die Wirklichkeit selbst« (Bettinger 77).

So nehmen zum Beispiel Journalisten Einfluss über die Berichterstattung und erzeugen eine Realität eigener Art – zum Beispiel in Bezug auf (Gewalt-)Kriminalität (Frehsee). Schließlich sind sie befugt, gar berufen, ihre Meinungen zu verbreiten. Was bei Foucault mit »Verknappung [...] der sprechenden Subjekte« (*Die Ordnung des Diskurses* 26) benannt wird, ist eine Zuteilung von Subjekt-Positionen im Diskurs sowie eine Exklusion von Subjekten, denen *a priori* die

Äußerungsfähigkeit abgesprochen wird. In einem Kontext wie diesem basiert die Äußerungsfähigkeit auf institutionalisierter Expertise: Aufgrund ihres Berufsstandes und des damit zugebilligten Vertrauens in ihr Wissen, in ihre Qualifikationen sowie in ihre Integrität werden die Journalisten und Sportreporter zur diskursiven Elite erhoben. Ihre Äußerungen finden Anklang und werden letztlich als Spiegelbild der bestehenden Realität vernommen. So sind sie es, die eine Idee von Sicherheitsbedrohung und gefährlichen Fans zur Wahrheit qualifizieren (können) – vor allem dann, wenn diese vermeintliche Wirklichkeit Einzug hält in eine politische Agenda sowie sich in Aktionsplänen und Aufträgen an verantwortliche Organisationen artikuliert (Blumer 301–305; Donati 151–153, 169–171).

Was der journalistische Kriminalitätsdiskurs zunächst erzeugt, wirkt sodann auf die Hersteller profitabel zurück. Dass sich – zumindest aus manch einem Blickwinkel – die Berichterstattung über Ultras und die Sicherheit im Stadion in einem Spiel mit den Ängsten der Leser verliert und politischen Handlungsbedarf affiziert, scheint somit an einen (symbolischen) Nutzen oder Ertrag gekoppelt zu sein: Diese elitäre Subjekt-Position im Diskurs hat durchaus verführerischen Charakter, und die Sprecher sind daher im Modus ihrer Arbeit interessengeleitet, sodass diese Positionierung als basales Ziel der Diskursteilnehmer erscheint. Es geht darum, einen Diskurs zu beherrschen, zu dessen Redensführer zu avancieren oder eine dominante Position zu verteidigen. Der Diskurs »ist die Macht, deren man sich zu bemächtigen sucht« (*Die Ordnung des Diskurses* 11). Die Teilnahme an einem Diskurs im Allgemeinen und auch am Ultra-Diskurs im Speziellen wird sodann nicht selbstzweckhaft sein, sondern auf einem egoistischen oder parteiischen Motiv aufbauen. Der wirtschaftliche Erfolg eines Mediums sichert nicht zuletzt seine inhaltliche Unabhängigkeit und somit die Pressefreiheit im Allgemeinen. Hauptaufgabe des Journalismus ist mithin das Verkaufen der Berichte (Rabl 216–217), und Material, das Kriminalitätsängste schürt, verkauft sich in der Sicherheitsgesellschaft hervorragend.

Auch der Sportjournalismus lebt von seiner Spannung und Dramatik; relevant ist, was sich gut verkauft. »In dem Maße, in dem Waren semiotisiert werden, wird [ein] Diskurs selbst warenförmig, d.h. er öffnet sich dem ökonomischen Kalkül und wird für den Markter-

folg designed« (Fairclough 344). Diesen Markterfolg wiederum verheißen die potenziellen »Konsumenten« des Diskurses. Die Leser und Zuschauer verlangen nach spannungsgeladenen Storys, ob es nun private Ausschweifungen eines prominenten Spielers sind oder die sportliche Talfahrt eines einst erfolgreichen Clubs. Gleiches mag auch für die Figur des gefährlichen Fans gelten: Fußballinteressierte könnten gar nicht genug darüber lesen und hören, so sehr sie das Fehlverhalten auch verurteilen. Für Gewaltdelikte und die Berichte darüber gilt im Allgemeinen: »Most of us are both fascinated and horrified by [violence]« (Litke 173). So mag sich diese Erfahrung in gängiger journalistischer Praxis perpetuieren, dass vor allem schockierende und deshalb faszinierende Berichte oder Eindrücke die Rezipientenschaft potenziell am besten »beglücken«. Die delinquenten Stadionbesucher sind, trotz aller rhetorischen Disqualifikation als Unverbesserliche oder Chaoten, doch immer wieder eine Erwähnung wert. Zumindest wird der Gewalt im Fußball »ein wichtiger Unterhaltungs- und Nachrichtenwert zugeschrieben« (*Fußballfans zwischen Verständnis und Verachtung* 118).

Fazit

Ausgangspunkt für das hier verhandelte Problem scheint die Unvereinbarkeit verschiedener Rollenverständnisse zu sein: Auf der einen Seite stehen die Vereine, die sich primär als kapitalistische Unternehmen verstehen, ihre Fans vornehmlich als Konsumenten betrachten und als Ausrichter von Großveranstaltungen entsprechende Verantwortung für reibungslose Abläufe und die Gewährleistung der Sicherheit des Publikums tragen. Auf der anderen Seite stehen die engagierten Fans, die sich als unverzichtbaren Konstitutionsbestandteil der Fußballkultur begreifen, den Vereinen Mitgestaltungsrechte abverlangen und autoritäre Eingriffe in das Stadionerlebnis womöglich als Zeichen der Geringschätzung und Kriminalisierung verstehen, gerade wenn sie durch Sicherheitsbedenken seitens der Veranstalter begründet werden.

Wenn sich aber bestimmte Fans und Fangruppen aus Prinzip gegen die Clubs wenden, dann tendierten die Vereine wohl dazu, eher restriktiv und autoritär mit ihren Fans umzugehen: Statt die Anhänger in Partizipation und Kreation auch ernst zu nehmen, fühlen sich die Clubs primär verantwortlich dafür, bestimmte Personen auszugrenzen, bevor diese noch zu einer Gefahr für die anderen Stadionbesucher werden, wobei sie ihrerseits über die Sicherheitsrhetorik einen Hoheitsanspruch legitimieren können, um die Stadionbesucher zu domestizieren und die Fankultur zu kontrollieren. Durch eine eventuell damit einhergehende pauschale Stigmatisierung verblieben mithin gerade die meist skeptisch betrachteten Ultras auch unabhängig von ihrem Verhalten oder dessen Rechtfertigung im Zwielicht der personifizierten Bedrohung.

Für die Aufrechterhaltung des journalistischen Diskurses über Stadionsicherheit und dessen lukratives Potenzial dürfte die Dauerhaftigkeit der angespannten Lage zwischen (zu) engagierten Fans und den Vereinen allerdings notwendig sein. Der Sportjournalismus scheint diese konfliktgeladene Situation und das Gefährdungspotenzial durch Stadionbesucher wegen des damit verbundenen Sensationswertes zu brauchen. Darin artikuliert sich sodann exemplarisch die sicherheitsgesellschaftliche Logik. Jegliche Äußerungen – ob nun durch Journalisten, Vereinsverantwortliche, Ordnungshüter oder Politiker – über öffentliche Sicherheitsbedenken und Präventionsmaßnahmen erhalten ihren Wert durch kollektive Angst. Diese muss erst erzeugt werden und wenn tatsächliche Bedrohungen dies nicht leisten, dann bedarf es der diskursiven Qualifikation des Risikos zur ernstzunehmenden und permanenten Gefahr. Freilich sind dadurch Berichte etwa über Gewaltdelikte keine Fiktion der Diskursteilnehmer. Aber für den Vermarktungserfolg gilt es, das Geschehene – oder noch Mögliche – zum schockierenden und faszinierenden Drama zu stilisieren sowie Handlungsanleitungen anzubieten für präventiven oder nachsorgenden, individuellen sowie organisierten, politischen und zivilgesellschaftlichen Umgang mit möglichen Verbrechen und Delinquenz. Darüber legitimiert sich sodann auch eine derartige journalistische Praxis: Dem nötigen ersten Impuls zur Panikerzeugung bei den Rezipienten folgen oft beruhigende Analysen möglicher Vorkehrungen zur Verhinderung eines (erneuten) Delikts oder die

lobenden Worte über erfolgreiche Strafverfolgung und rigorose Sanktionen.

Der Einzug der Sicherheitsgesellschaft in die Fußballstadien ist dann endlich bereitet, wenn sich der Obrigkeitsanspruch des Rechts- und Ordnungsstaates in der Stadionsicherheitspolitik über Polizeipraxis und die Kooperation der Vereine mit den Beamten niederschlägt. Die allgemeine sicherheitsgesellschaftliche Vision vom Überwachungsstaat würde sich auch im Stadion artikulieren können: Aus dem Quasi-Panoptismus des selbstregulativen Potenzials der Stadionbesucher in der Fankurve würde – etwa mittels besonders intensiver Kameraüberwachung – ein echtes Panopticon mit einer fremden Beobachtungs- und Kontrollinstanz. Dessen Legitimation wird dann vor allem über die Berichterstattung befördert, deren Unabhängigkeit durchaus infrage steht, wenn berücksichtigt wird, dass sie meist den politischen Sicherheitsdiskurs aufgreift und reproduziert sowie sich aus vorab gefilterten Informationen polizeilicher Quellen speist.

Für die Unabhängigkeit des Journalismus spricht allerdings, dass auch die Praxis, mit der staatliche und polizeiliche Machtaspiration durchgesetzt werden soll, zum Gegenstand kritischer Analysen wird. Exemplarisch dafür steht die ablehnende Berichterstattung zum Sicherheitspapier der DFL, dessen Impulsgeber das Bundesinnenministerium gewesen ist. Teil dieses Diskursstranges war eine zu ambitionierte Politik der Gefahrenprävention als Eingriff in die Autonomie der Sportverbände und -vereine sowie eine Über-Ermächtigung der Ordnungshüter auf Kosten jeglicher Fan- und Stadionkultur. Nicht nur die potenziell gefährlichen Fans also, sondern ebenso ein in seinen Vorstößen gelegentlich zu restriktiv erscheinender Staat oder auch eine in ihrem Selbstverständnis manchmal zu rigoros vorgehende Polizei sind Gegenstand des sportjournalistischen Diskurses.

Literatur

- Albrecht, Hans-Jörg. Neue Bedrohungen? Wandel von Sicherheit und Sicherheitsbewertungen. *Zivile Sicherheit. Gesellschaftliche Dimensionen gegenwärtiger Sicherheitspolitiken*. Eds. Peter Zoche, Stefan Kaufmann und Rita Haverkamp, 111–127. Bielefeld: transcript, 2011.
- Anthonj, Pierre, Eike Emrich und Christian Pierdzioch. Gewalt und Gewaltbekämpfung im deutschen Fußball. Empirische Bestandsaufnahme und sozioökonomische Modellbildung. *Diskussionspapiere des Europäischen Instituts für Sozioökonomie e.V. 1*. Universität des Saarlands: Institut für Sportwissenschaft, 2013.
- Bauman, Zygmunt. Ein Katalog postmoderner Ängste. *Flaneure, Spieler und Touristen: Essays zu postmodernen Lebensformen*, 170–198. Hamburg: Hamburger Edition, 2007.
- Bettinger, Frank. Diskurse – Konstitutionsbedingungen des Sozialen. *Foucaults Machtanalytik und Soziale Arbeit: Eine kritische Einführung und Bestandsaufnahme*. Eds. Roland Ahorn, Frank Bettinger und Johannes Stehr, 75–91. Wiesbaden: VS, 2007.
- Bierhoff, Hans W. Ärger, Aggression und Gerechtigkeit: Moralische Empörung und antisoziales Verhalten. *Aggressionen und Gewalt: Phänomene, Ursachen und Interventionen*. Eds. Hans W. Bierhoff und Ulrich Wagner, 26–47. Stuttgart: Kohlhammer, 1998.
- Blumer, Herbert. Social Problems as Collective Behavior. *Social Problems* 18.3 (1971): 298–306.
- Christe-Zeyse, Jochen. Die Macht der Profession: Beobachtungen zum Selbstverständnis einer starken Kultur. *Die Polizei zwischen Stabilität und Veränderung: Ansichten einer Organisation*. Ed. Jochen Christe-Zeyse, 71–104. Frankfurt: Verlag für Polizeiwissenschaft, 2006.
- DFL-Sicherheitspapier: Antragspaket der ordentlichen Mitgliederversammlung des Ligaverbandes am 12. Dezember 2012, 13. Dez. 2012. https://www.bundesliga.de/de/liga/news/2012/sicherheitskonzept-beschlossen-antraege-zum-download_0000233747.php (25. Jun. 2014).
- Donati, Paolo R. Die Rahmenanalyse politischer Diskurse. *Handbuch Sozialwissenschaftliche Diskursanalyse: Theorien und Methoden*. Bd. I. Eds. Reiner Keller, Andreas Hirsland, Werner Schneider und Willy Viehöver, 145–175. Opladen: Leske + Budrich, 2001.
- Fairclough, Norman. Globaler Kapitalismus und kritisches Diskursbewusstsein. *Handbuch Sozialwissenschaftliche Diskursanalyse: Theorien und Methoden*. Bd. I. Eds. Reiner Keller, Andreas Hirsland, Werner Schneider und Willy Viehöver, 335–352. Opladen: Leske + Budrich, 2001.
- Foucault, Michel. *Archäologie des Wissens*. Frankfurt: Suhrkamp, 1981.
- Foucault, Michel. *Die Ordnung des Diskurses*. Frankfurt: Fischer, 1993.

- Foucault, Michel. *Überwachen und Strafen: Die Geburt des Gefängnisses*. Frankfurt: Suhrkamp, 1994.
- Frehsee, Detlev. Kriminalität in den Medien: Eine kriminelle Wirklichkeit eigener Art. *Der Rechtsstaat verschwindet: Strafrechtliche Kontrolle im gesellschaftlichen Wandel von der Moderne zur Postmoderne*. Ed. Wolfgang Schild, 397–420. Berlin: Duncker & Humboldt, 2003.
- Gabler, Jonas. *Ultrakulturen und Rechtsextremismus: Fußballfans in Deutschland und Italien*. Köln: PapyRossa, 2009.
- Gusy, Christoph. Der öffentliche Raum – Ein Raum der Freiheit, der (Un-)Sicherheit und des Rechts. *Zivile Sicherheit: Gesellschaftliche Dimensionen gegenwärtiger Sicherheitspolitiken*. Eds. Peter Zoche, Stefan Kaufmann und Rita Haverkamp, 279–301. Bielefeld: transcript, 2011.
- Heitmeyer, Wilhelm und Jörg-Ingo Peter. *Jugendliche Fußballfans – Soziale und politische Orientierungen, Gesellungsformen, Gewalt*. Weinheim/München: Juventa, 1992.
- Litke, Robert F. Violence and Power. *International Social Science Journal* 44.2 (1992): 173–183.
- Mikos, Lothar. Der Fan. *Diven, Hacker, Spekulanten: Sozialfiguren der Gegenwart*. Eds. Stephan Moebius und Markus Schroer, 108–118. Frankfurt: Suhrkamp, 2010.
- Oderinde, Alice. *Im Netz spielt die Musik: Das Internet als Herausforderung für die Musikindustrie*. Marburg: Tectum, 2010.
- Pilz, Gunter A. Fußballfans zwischen Verständnis und Verachtung: Kritische Anmerkungen zum Gewaltgutachten der Bundesregierung. *Soziologie des Sports: Theorieansätze, Forschungsergebnisse und Forschungsperspektiven*. Eds. Joachim Winkler und Kurt Weis, 107–125. Opladen: Westdeutscher Verlag, 1995.
- Pilz, Gunter A. Wandlungen des Zuschauerhaltens: Vom Kuttelfan und Hooligan zum postmodernen Ultra und Hooltra. *Kursiv – Journal für Politische Bildung* 9.3 (2005): 50–59.
- Prainsack, Barbara. Die Verflüssigung der Norm: Selbstregierung und personalisierte Gesundheit. *Risiko Gesundheit: Über Risiken und Nebenwirkungen der Gesundheitsgesellschaft*. Eds. Bettina Paul und Henning Schmidt-Semisch, 39–53. Wiesbaden: VS, 2010.
- Rabl, Herbert W. Kriminalberichterstattung aus journalistischer Sicht. *Kriminalberichterstattung in der Tagespresse*. Eds. Dieter Dölling, Karl Heinz Gössel und Stanislaw Waltos, 215–253. Heidelberg: Kriminalistik Verlag, 1998.
- Scheler, Max. Wesen und Begriff der Kulturosoziologie. *Gesammelte Werke Bd. 8*, 17–51. Bern: Francke, 1960.
- Schwab-Trapp, Michael. Diskurs als soziologisches Konzept: Bausteine für eine soziologisch orientierte Diskursanalyse. *Handbuch Sozialwissenschaftli-*

che Diskursanalyse: Theorien und Methoden. Bd. I. Eds. Reiner Keller, Andreas Hirsland, Werner Schneider und Willy Viehöver, 283–307. Wiesbaden: VS, 2011.

Schwier, Jürgen. Die Welt der Ultras: Eine neue Generation von Fußballfans. *Sport und Gesellschaft* 2.1 (2005): 21–38.

Singelstein, Tobias und Peer Stolle. *Die Sicherheitsgesellschaft: Soziale Kontrolle im 21. Jahrhundert*. Wiesbaden: VS, 2008.

Sommerey, Marcus. *Die Jugendkultur der Ultras: Zur Entstehung einer neuen Generation von Fußballfans*. Stuttgart: Ibidem, 2010.

Utz, Richard und Michael Benke. Hools, Kутten, Novizen und Veteranen. *Kursbuch JugendKultur*. Ed. SpoKK, 102–115. Mannheim: Bollmann, 1997.

Ziemer, Gesa. Verletzbarer Körper: Eine ästhetische und ethische Kategorie. *Die Unversehrtheit des Körpers: Geschichte und Theorie eines elementaren Menschenrechts*. Eds. Sibylle van der Walt und Christoph Menke, 167–183. Frankfurt/New York: Campus, 2007.